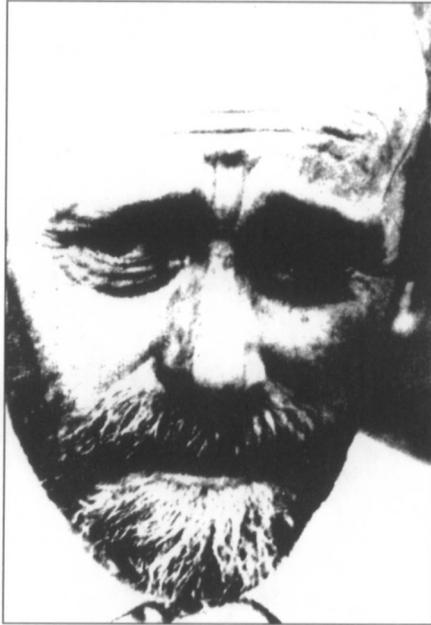






Janusz Korczak  
Sämtliche Werke  
Band 3

# Janusz Korczak Sämtliche Werke



Ediert von  
Friedhelm Beiner  
und  
Erich Dauzenroth

Gütersloher Verlagshaus

# Janusz Korczak Sämtliche Werke

Band 3

BOBO

DIE VERHÄNGNISVOLLE WOCHE  
BEICHTE EINES SCHMETTERLINGS  
WENN ICH WIEDER KLEIN BIN  
LEBENSREGELN  
ÜBER DIE EINSAMKEIT

*Bearbeitet und kommentiert von*  
Friedhelm Beiner und Silvia Ungermann

Gütersloher Verlagshaus  
2000

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

*Aus dem Polnischen von Roswitha Matwin-Buschmann (Die verhängnisvolle Woche,  
Wenn ich wieder klein bin, Lebensregeln), Karin Wolff (Bobo, Über die Einsamkeit),  
Brigitte Hiller/Karin Wolff (Beichte eines Schmetterlings)*

Die Edition *Janusz Korczak – Sämtliche Werke* erfolgt auf der Grundlage der  
polnischen Werkausgabe *Janusz Korczak: DZIEŁA*  
Verlag Oficyna Wydawnicza **ŁaŃona**, Warschau  
Redaktionskomitee: Hanna Kirchner, Aleksander Lewin (Leitung),  
Stefan Wołoszyn, Marta Ciesielska.

Diesem Band liegen Texte aus den Bänden 6, 9, 10 und 11 der polnischen  
Werkausgabe zugrunde, bearbeitet von  
Józefa Bartnicka, Elżbieta Cichy, Marta Ciesielska, Hanna Kirchner,  
Jolanta Ługowska, Joanna Papuzińska, Maria Prussak,  
Ewa Świdorska und Bożena Wojnowska

Die *Sämtlichen Werke* (dt.) folgen einem eigenen Editionskonzept;  
sie sind anders zusammengestellt, selbständig bearbeitet und kommentiert.

Die Edition wird von der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit aus  
Mitteln der Bundesrepublik Deutschland finanziell unterstützt.

Edycja wspierana finansowo przez Fundację Współpracy Polsko-Niemieckiej  
ze środków Republiki Federalnej Niemiec.

Unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 2000  
Copyright © 2000 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist  
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für  
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und  
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Texterfassung und Satz: Renate Möckershoff, Wuppertal  
Druck und Einband: Books on Demand GmbH, Norderstedt  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-579-02342-7

[www.gtvh.de](http://www.gtvh.de)

# Inhalt

Band 3

BOBO

7

DIE VERHÄNGNISVOLLE WOCHE

27

BEICHTE EINES SCHMETTERLINGS

59

WENN ICH WIEDER KLEIN BIN

133

LEBENSREGELN

277

ÜBER DIE EINSAMKEIT

365

## Kommentare

381

Zu diesem Band 383

A. Kernaussagen und Reflexionen zu

*Bobo* 385

*Die verhängnisvolle Woche* 390

*Beichte eines Schmetterlings* 394

*Wenn ich wieder klein bin* 399

*Lebensregeln* 405

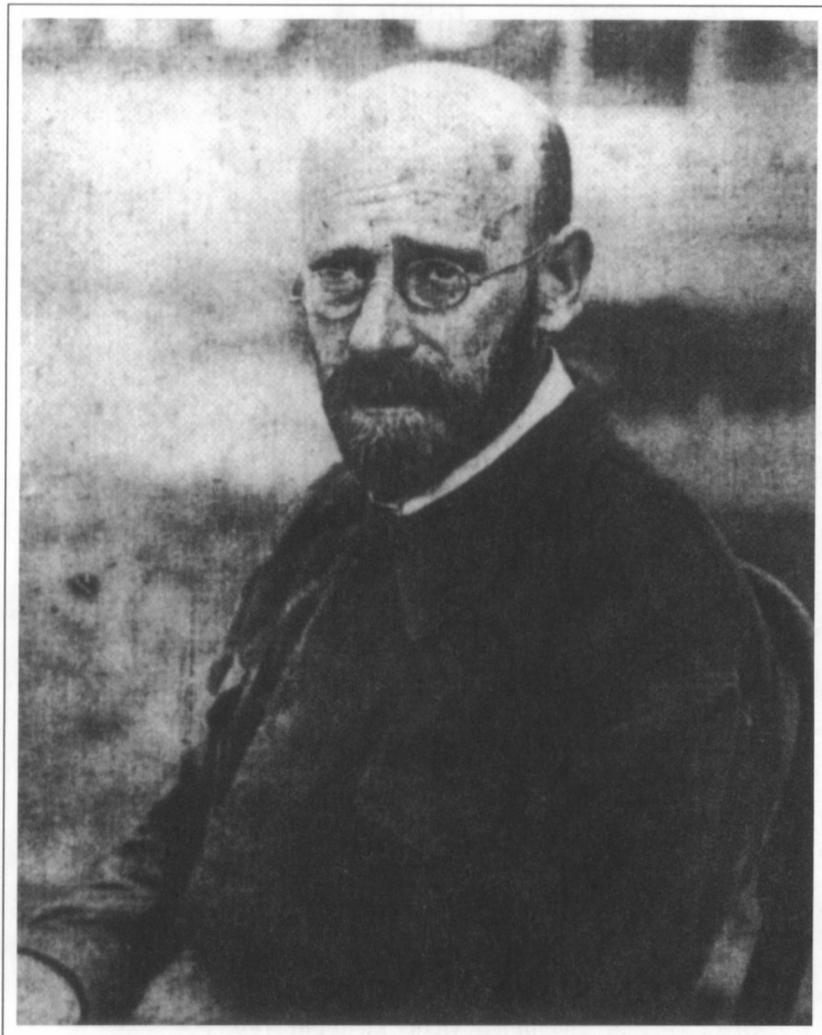
*Über die Einsamkeit* 411

B. Textgenese und Textgrundlagen 415

C. Rezeption 451

## Anlagen

458



*Korczak (1937) anlässlich der Verleihung des »Goldenen Lorbeers«  
durch die Polnische Akademie der Literatur*

BOBO

(Studie – Erzählung)



Bobo<sup>1</sup> ist schon alt: Er hat unten zwei Zähne und oben vier, wiegt dreiundzwanzig Pfund – und ist, wie die Mutter meint, der gescheiteste Bobo auf der ganzen Welt. Der Vater behauptet, Bobo sei dumm wie Bohnenstroh.

Die Mutter gibt sich so stolz, als sei Bobo ihre eigene, zuvor niemandem bekannte Erfindung, die man patentieren, mit einer Nummer versehen und an ein amerikanisches, kapitalistisches Konsortium<sup>2</sup> zur weiteren Verwendung übergeben müßte. Zwar pflegten auch andere Frauen Bobos zu haben, doch dieser hier ist ein völlig anderer, unübertrefflich vervollkommener, unnachahmlicher Bobo, der sich mit keinem sonst noch auf der Welt existierenden vergleichen läßt ...

Bobo sitzt auf Vaters Knien, zupft ihn am Bart und möchte unbedingt die Zeitung zu fassen kriegen.

»Stör mich nicht«, brummt der Vater und befreit seine Zeitung aus Bobos Händen.

Bobo neigt den Kopf und mustert den Vater neugierig: »Ein guter Schatten, regungslos über einen milchfarbenen Fleck gebeugt; was macht der gute Schatten da?«

Bobo staunt mit runden Augen, den Mund leicht geöffnet, der Atem geht ruhig und gleichmäßig.

»Sag mal, Bobo«, fragt der Vater endlich und legt die Zeitung beiseite, »was hältst du von der gegenwärtigen politischen Lage?«

Bobo zieht an der Schnur von Vaters Kneifer und antwortet: »grr ... mff ... waua« – und hopst übermütig vor Freude.

»Ach Bobo, Bobo«, sagt der Vater mit Bedauern, »von Politik hast du aber auch gar keine Ahnung.«

Bobo dagegen hebt, nachdem er den Kneifer heruntergeholt hat, die Hand und ruft im Ton eines Eroberers: »O-o-o-o!«

Und die Mutter wendet sich an den Vater: »Leg doch deine scheußliche Zigarette weg, sonst verbrennst du noch das Kind.«

»Ach Bobo, Bobo«, fährt der Vater bitter fort, »du bist ein großer, großer Tropf.«

Hier fing Bobo zu knurren an und wanderte vom Arm des Vaters zur Mutter.

»Armer Bobuś<sup>3</sup>«, bedauert ihn die Mutter, »wird als Dummkopf beschimpft; beleidigt wird unser Bobuś, gekränkt, von jedem mißachtet.«

1. Liebevoller Ausdruck für ein Baby/Kleinkind.

2. Zusammenschluß von Banken zur gemeinsamen Durchführung großer Börsen- und Kreditgeschäfte.

3. Sprich »Bobusch«; Diminutivform von Bobo.

Bobo reibt sich mit dem Fäustchen die Nase.

»Armer Bobuś, das Näschen juckt ihm. Papa hat ihm die Nase vollgequalmt. Sag: ›ba-ba, Papa«, mach ihm eine lange Nase.«

Da murrte Bobo zum zweiten Mal, diesmal schon energischer – und flugs eilte die Mutter mit ihm ins Nebenzimmer.

Ja, ja – Bobo ist schon alt.

Der kleine Bobo mit seinen sechs Zähnchen und seinen dreiundzwanzig Pfund hat bereits so viel erlebt, daß seine Vergangenheit Stoff für einen vielbändigen Roman abgeben könnte.

Einen vielbändigen Roman über Bobo würde jedoch niemand lesen wollen. – Sollen sie es bleiben lassen? Aber einen solchen Roman würde ja auch keiner drucken wollen.

So will ich denn über Bobo nur eine Erzählung schreiben.

Dämpfe das Licht und lies langsam mit leiser Stimme, denn ich werde nun von der mysteriösen und wundervollen prähistorischen, uralten Lebensphase Bobos sprechen.

So war es schon einmal. So war es, als Gott das Licht von der Finsternis schied und die Sterne am Firmament befestigte, jeden an seinem Platz, und sie mit den unsichtbaren Fäden gegenseitiger Schwerkraft verband. So war es, als Welten aus dem Chaos entstanden.

Aber noch waren diese Welten nicht entstanden; es existierte erst die Idee ihrer Erschaffung, vielleicht – gab es nicht einmal sie.

Farben und Töne schweiften umher, Kräfte zeichneten sich als kaum wahrnehmbare Schatten ab, und Empfindungen wallten als schwacher Nebel, chaotisch vermischt und zerstreut. Und jedes Bröckchen lebte für sich allein, kreuzte die Bahn eines anderen, umging es gleichgültig, ob es ihm nun glich oder ihm fremd war.

Nein, es lebte noch nicht, denn es gab kein Leben, es schweifete nicht umher, denn es gab keine Bewegung. Es gab weder Raum noch Zeit. Ein Augenblick kam Jahrhunderten gleich, ein Kilometer schrumpfte zusammen, fiel auseinander, weitete sich aus zu Hunderten und Tausenden von Kilometern.

Es war nichts, allein die Zukunft hätte bestanden, wenn es die Frage nach der Zukunft oder eine Ahnung von ihr gegeben hätte.

Aber dennoch ...

Eine mächtige Stimme wird sich vernehmen lassen, die den versprengten Atomen befiehlt, sich zu verbinden und gemeinsam etwas zu errichten, im Verzicht auf sich selbst. Und ein Blitz wird sein und ein Regentropfen, und ein meisterhaftes Kristall – es wird sehr seltsam sein: das Leben.

Ist das bereits Leben, was den versprengten Atomen nicht mehr erlaubt, einander gleichgültig zu umgehen, sondern ihnen befiehlt, sich

Gesetzen gemäß zu Mikrokonstellationen von Welten zu verbinden, die nur der scharfe Menschenverstand zu bewohnen imstande ist?

Pflanzenleben wird es geben, vom unscheinbaren Faden weißen Schimmels an; Eichen werden Samen werfen, auf daß Söhne aus ihnen erwachsen, wenn die Leiber der Väter modern oder der Blitz ihre Äste zerschmettert.

Es wird Leben entstehen.

Der Mensch wird sein, der danach dürsten wird, das Geheimnis des Lebens zu enträtseln – der Mensch – ein seltsames Wesen.

Es wird sein ...

Indessen ist Nacht, voller ungeahnter Geheimnisse und dunkler Wunder.

Es wird sein ...

Bobo im Blitzstrahl der Empfängnis ist schon ein großes Wunder.

»Bobo« nenne ich den Säugling, über den ich diese Erzählung schreibe.

Sie sagen, daß Bobo noch gar nicht da ist, daß er erst kommen wird. Bobo steht in keinem Kirchenbuch, auf keinem Kommissariat, keiner hat ihn gesehen, nicht einmal seine Mutter – sie erwarten ihn erst, dabei war und ist er schon lange.

Längst hat sein Herz die Arbeit aufgenommen, die niemals enden wird, die Bobos Herz dem Herzen seines Sohnes, Enkels und Urenkels weitergeben wird, wie Bobo das Herz des Großvaters und Urgroßvaters empfangen hat.

Ihr sagt, daß Bobo, der noch nicht da ist, so und so viele Lebenswochen oder -monate zähle. Ihr habt recht und irrt euch dennoch. Er ist allein für sich da, kennt eure Uhr nicht und nicht den Kalender – Bobo war und ist immer existent.

Nicht nur aus diesem Grunde irrt ihr euch.

Bobo lebt nicht soundsoviele menschlich gedachte Monate. Er lebte bereits, versprengt, in einer Milliarde Stäubchen durch die weite Welt getragen – damals, als der Schrei ertönte: »Nieder mit der Bastille«; – lebte, als das Volk sich in breiter Welle ergoß, um den Ungläubigen das geschändete Grab Christi zu entreißen; als man die Schläfe des Sophokles mit Lorbeer kränzte; als Sklaven unter Peitschenhieben die stolzen Grabmale der Pharaonen errichteten; lebte noch viel, viel früher; Zehntausende von Jahren mußte man auf seine Geburt warten.

Bobo lebte im Muskelgewebe eines Bären im hohen Norden und im Blatt der immergrünen Palme des glutheißen Südens.

Hej, was für Reisen Bobo absolvierte, ehe sein Herz zu schlagen begann.

Bobo ist schon damals gewesen, ganz, ganz zu Anfang – er lebte im Plasma der trägen Amöbe, bestand schon im Chaos, aus dem Gott die Sterne schuf, sie am Himmel aufhängte und sie mit den unsichtbaren Fäden der Wechselbeziehung befestigte – sie zu Sternengesellschaften zusammensetzte.

»Tick-tack – tick-tack«, schlägt Bobos Herz.

Ein gedämpftes, stilles, monotones Geräusch – auf der endlosen Straße der Gedanken ...

Für den nun erwarteten Bobo werden die Windeln gerichtet.

Bobo fühlte einen empfindlichen Schmerz, er erlebte großes Entsetzen. Bobos Schmerz war nicht wie unser bewußter, reifer, erprobter, altersgrauer Schmerz, nicht Vater-, Bruderschmerz. Es war der erste große Schmerz an sich.

Bobo empfand ein erdrückendes Gefühl, dem vergleichbar, wenn du in einem Alptraum plötzlich zu stöhnen anfängst; dein Mann, deine Mutter oder Ehefrau weckt dich und fragt: »Warum hast du gestöhnt?« – und du antwortest: »Ich habe gar nicht gestöhnt« oder: »Ich erinnere mich nicht – ich weiß nicht.«

Wenn einen Menschen in tiefschwarzer Nacht eine fremde Hand an der Kehle packt, ist im Erstickungswahn kein Bild unter den Lidern, sondern nur der düstere, erstickte Schrei in der Brust.

Dieser Art ist Bobos erster Atemzug, ein solcher ist dieser eine Augenblick – einzigartig, wie der Tod. Der Priester Schmerz vermählt das kleine Menschenwesen mit dem Leben.

Bobos Lunge schnappte nach der kalten Luft und zitternd beginnt er zu leben, selbständig, auf eigene Verantwortung. Leg den Finger auf die Lippen und schweig, denn du siehst ein Wunder. Versuche, möglichst wenig zu tun, weil du nichts weißt, weil du nichts verstehst – du hegst und erwägst deinen eigenen Zweifel, und ein dichter Wald von Fragen ohne Antworten und von Problemen wächst empor. Bobo friert, Bobo ist schrecklich zumute – schlimm ...

Schon wird Kamille aufgebrüht, schon holt man aus der Apotheke ein Dreifachpulver<sup>1</sup>, und die Tante fragt am Telefon: »Ein Junge oder ein Mädchen?«

Bobo hat zwei Arten Schlaf: einen schwarzen und toten, wenn nichts geschieht, und einen braunen und leisen, wenn etwas geschieht ...

Tiefe Nacht, bis zum Morgengrauen ist es noch lange hin. Du liegst mit offenen Augen da und schaut. Im Schlafzimmer sind alle Gegenstände, doch bis zum Morgengrauen, bis sie anfangen, aus der Tiefe der Dunkelheit emporzutauchen, ist es noch lange hin ...

Du stehst über einer frisch bestellten Scholle. Noch ist die Hülse des Kornes nicht angeschwollen, doch sowohl im Korn als auch in der Erde

1. Medizin für Kleinkinder; angewendet bei Verdauungsstörungen.

sind viele Wunder geschehen, und es werden noch viele sein, ehe sich das erste grüne Häkchen eines Keims zeigt ...

Bobo hat unter seiner Schädeldecke, im Gehirn – sonderbare Schmetterlinge, aus einem feinen Gespinst gewirkt, über das farbige Bilder hingleiten, wechselnd von Station zu Station, sich zu Familien und Völkern verflechtend – Gedankenbilder. Noch gibt es bei den Führern und Meldern keine Vorsteher – Bobo kuriert die Wunden aus dem Kampf ums Leben in der Stunde der Geburt, und er bereitet sich, schlafend, auf einen langen, verbissenen Kampf um die Lösung des ihn umgebenden Rätsels vor, woher Gut und Böse kommen.

Bobos sepiafarbener<sup>1</sup> Wachsenschlaf ist zweigestaltig: Einmal geschieht etwas brutal und böse, das andere Mal – mild und lieb. Und Bobo liegt still oder schreit. Er weint nicht, weil er noch keine Tränen hat.

Die Mutter beugt sich über Bobos Kissen, schon sucht sie nach einer Regung der Vernunft.

»Bobuś, guck her zu Mama!«

Bobo dreht seinen kleinen Glatzkopf in Richtung des Mundes seiner Mutter, seine Lippen suchen die Brust, und er beginnt zu saugen. – Bobo hat die Wärme der mütterlichen Stimme verspürt, er will mit den Lippen die mütterliche Liebe trinken.

Ein anderes Mal, ein wenig später, fiel ein breiter warmer Sonnenstrahl auf sein Kissen. Bobo fing an, ihn zu suchen und die Lippen zu bewegen, er wollte die Brust der Sonne erhaschen, wollte Sonne saugen.

Ein andermal, bedeutend später, wollte Bobo, als die Kinderwärterin ein Wiegenlied summete, das Lied saugen.

Und die Mutter sucht heute schon nach einer Regung der Vernunft ...

Bobo kann noch nichts, nicht einmal richtig zu saugen ist er imstande: Einmal trinkt er zu hastig, dann wieder nuckelt er träge und schläfrig; er macht eine lange Pause, dann bewegt er den Kopf ungeschickt und verliert die Brust, und er ist zornig und maunzt.

So fallen einem ungelenken Handwerker die Werkzeuge aus der Hand, so linkisch weicht ein Jüngling auf seinem ersten Ball den Paaren aus, so schließlich sucht der unerfahrene Dichter mühevoll nach Reimen.

Bobo bewegte seine Hand, er streckte sich, zuckte zusammen – er ist fähig, sich zu bewegen, aber von einem Gedanken gesteuert waren seine Bewegungen noch nicht.

1. (griech.-lat.): graubraunschwarzer Farbton.

Aber Bobo vermag bereits die aufgenommene Nahrung zu verdauen, zu wachsen um ihren Preis, er vermag mehr als die raffinierteste Maschine, ein Wunder von Menschenhand geschaffen – und doch viel, viel weniger als ein Küken, das, kaum aus dem Ei geschlüpft, der Mutter hinterherläuft und schon ein Korn pickt; weniger als eine winzige Raupe, die bedächtig über das Blättchen einer Waldpflanze gleitet.

Bobo liegt satt, trocken, zufrieden in seinem Wagen – stille Schläfrigkeit überkommt ihn. Bobo fallen die Augen zu, mühsam schlägt er sie wieder auf, wobei er die Stirn kraust und den Mund verzieht. Bobos Augen wenden sich regellos in verschiedene Richtungen, er kann noch nichts wahrnehmen.

Bobo kämpft gegen seine Schläfrigkeit an wie der Vorsitzende einer öden Versammlung, die sich übermäßig in die Länge zieht. Und ringsumher Geräusche, Töne, Flüstern, Klänge; und ringsumher Aufschneiden von Licht, Schatten, Glanz, Flecken, Klangnebel und Farbnebel.

Auf einmal geschah etwas Außergewöhnliches. Bobos Augen stellen sich zufällig so, daß sie ihm aufgingen.

Er kann sehen.

Das graue Frühlicht zeichnete erste unklare Striche eines prächtigen Bildes. Bobo staunte, freute sich, war verwirrt und verlangte zu wissen.

Einst, vor sehr langer Zeit, schickte der Mensch durch das erste unbeholfen konstruierte Teleskop einen Blick voller Fragen, doch schon einen stolzen, weniger demütigen Blick zu den Sternen empor. Er erlebte einen Augenblick der Ekstase und Jahrhunderte der Enttäuschungen, Kämpfe, Bitternisse.

Das erste bewußte: Ich will wissen, der erste vernunftbegabte Blick, der erste Schmerz wegen des Verlustes von etwas, das man besaß, was nicht Nahrung war, und dennoch notwendig, um zu leben.

Bobo sieht wieder nicht, wieder ist Nacht. Und er fängt an zu weinen; und die Mutter ruft die Kinderfrau herbei, weil sie glaubt, er sei hungrig.

Sie irrte sich: Bobo weinte das erste Mal nicht, weil er hungrig war, nicht, weil ihn eine Windelfalte drückte, sondern weil er eine unbekannte Welt verloren hatte, ein Schrei der Ungeduld, des Niedergangs, nach einem Augenblick stolzen Aufschwungs. Es war schön und ist vorbei – aus. Der Protest-Schrei gegen die Ohnmacht des Geistes.

Aber Bobo begann gierig zu saugen, um den geistigen Schmerz zu betäuben, und in der Herzenstrauer um den verlorenen Faden eines kostbaren Ausgangspunktes beging er denselben Irrtum wie seine Mutter.

Die Tante beugte sich über den Wagen, ihr Blick begegnete Bobos ernstem, prüfendem Blick.

»Ein niedliches Kind«, sagt die Tante zur Mutter, »sein Mund ist geschnitten wie deiner, und die Augen sind die von deinem Mann.«

Sie beugte sich noch tiefer herab, küßte Bobo.

Aber der zuckte erschrocken zusammen.

Die Tante schämte sich ihres Kusses und Bobos Erschreckens.

»Armes Kleinchen«, sagte die Tante, »dein Verstand schläft noch.«  
Bobos Verstand schläft?

Aber keines Menschen Verstand ist in keiner Lebensphase so wach wie Bobos in der jetzigen. Schliefe der Menschenverstand immer so, hätte er einen himmelstürmenden Geist, und das Universum würde um seine Geheimnisse bangen.

Bobos Verstand arbeitet in der Stille mit unheimlicher Stärke; und nichts, was heute in ihm ist, gleicht dem von gestern.

Wenn du in einer Maschinenhalle auf der Weltausstellung stehst, verschlägt dir das Vibrieren, das Getöse und der schwindelerregende Lauf der Räder den Atem in der Brust; was aber ist das im Vergleich zu der Arbeit von den Millionen Motoren, Rädern und Transmissionsriemen des Boboschen Gehirns!

Bobo schaut und denkt, denkt in der geheimnisvollsten und lebendigsten Sprache, einer Sprache ohne Worte –, in einer Sprache der Bilder und Bildfragmente, die allen Bobos der ganzen Welt und allen lebenden Geschöpfen gemeinsam ist. Er sammelt und sortiert die Bilder, bevölkert die Stationen des geistigen Telegraphen, erschafft den Stoff für das prächtige Bauwerk symbolischer Menschensprache, in der jedes Bild seinen eigenen Klang und seine eigene Seele hat, eine gute oder böse, eine geliebte oder verhaßte.

Bobo ist betrübt, er freut, wundert, fürchtet, fragt sich und er verlangt. Bobo verbindet bereits flüchtige Erinnerungen von vor Stunden mit dem Schlaf des gestrigen Tages und verknüpft ihr Gewebe mit der Nacht, da Gott die Sterne am Firmament aufhängte. Wie ein Blitz durchläuft Bobo die Jahrhunderte und Jahrtausende der Entwicklung menschlichen Denkens. Nicht mehr lange, und er übertrifft das schlaueste Tier und beginnt – physisch labil, hilflos, was das Leben angeht – sich durch den Geist mit dem Genius des Menschengeschlechts zu verbrüdern.

Unterhalten wir uns, Bobo.

Die Sonne scheint auf dein kleines, anmutiges Köpfchen.

Dein Blick sagt, daß du schon ein Mensch bist.

Armes Kind, wie leid du mir tust.

Es gibt kein größeres Unglück, denn als Mensch geboren zu werden.

Warum, wenn du schon zum Leben erwachen mußt, bist zu keine Blume geworden?

Warum kamst du nicht als Schmetterling zur Welt?

Warum nicht im Nest der Sängerin des Waldes?

Je höher hinauf, desto betrüblicher ...

Menschen wollen wissen.

Bobo, wieviel Schmerz bei der Suche nach Ursachen, Zielen, Wegen und Stegen.

Wieviel Schmerz ...

Glaubst du, Bobo, daß einst? ... Oder nein, daß später einmal?

Nein, nein.

Schon gut – ich sage nichts mehr ...

Du runzelst die Stirn?

Weine nicht, Bobo. Es kommen kleine Ungerechtigkeiten, es lohnt nicht, deshalb zu weinen. Großes Ungemach wird dich treffen, da hast du das Weinen verlernt.

Und Generationen gehen dahin – dahin ...

Du lächelst, Bobo, glaubst du's nicht? Du hast recht. Diesen Weg muß man ganz allein zurücklegen, man soll keinem glauben.

Du hast recht ...

Bobo im Raum aufgehängt wie ein Stern. Für sich allein existiert Bobo schließlich nicht; er kratzt sich mit dem eigenen spitzen Krällchen und schreit. Bobos Arme, Beine, sein Kopf, das sind ferne Kontinente seines Bewußtseins, Entdeckungen einer fernen Zukunft.

Es existiert nur ein winziges Fünkchen Boboverstand, ein Funken, so stark wie der Keim einer Feuersbrunst.

Bobo hat die Augen weit geöffnet, er läßt sie schweifen und erforscht die Schatten ringsum. Unbewegliche Flecken nimmt er nicht wahr, aber da gibt es welche, die die Form wechseln wie die Wolken.

Bobo ist ein Stern, der die wechselnden Formen der Wolken erforscht.

Er liegt auf dem Rücken, ringsumher Schatten: die Mutter, die Kinderfrau – dunkle Flecken auf hellem Grund, schweben im Raum, irgendwohin, höher, tiefer und verschwinden im oberen Teil.

(Sobald er auf dem Arm sitzt, wird Bobo sein mühsam geschaffenes Weltbild umgestalten müssen.)

Bobos Gedanken, Empfindungen existieren – ohne Vergleiche, weil sie nicht mit Erinnerungen verknüpft sind. Es existiert sein Forschergeist.

Ringsherum bewegen sich die Wolken. Aus der Wolkenflut hat Bobo mittels seines Gedächtnisses eine Wolke ausgesondert:

Den Schatten, der sich am häufigsten zeigt.

Den Schatten, der nicht die Formen wechselt, sich nicht so auswächst, daß man ihn nicht mit dem Blick umfassen könnte.

Den Schatten, den man mit den Augen verfolgen kann, ohne daß er plötzlich verschwindet wie alle anderen.

Ein naher, brüderlicher Schatten, der Bobo nicht verläßt, mit dem er sich weniger einsam fühlt – Bobos erster Lehrer: seine eigenen Hände.

Wie ein Jäger, der, ehe er auf ein fernes Wild zu schießen beginnt, auf eine an einer Schnur aufgehängte Flasche zielen lernt, so zielt Bobo mit dem Blick, lernt – seine eigenen Hände in ihrer Bewegung einzufangen!

Bobo absolviert in der Stille lange und mühevollen Studien: Er lernt Schauen, lernt sich erinnern, lernt sich erkennen.

Man darf Bobo nicht die Hände fesseln, er braucht sie unbedingt.

Jahrhunderte vergehen, Ewigkeiten.

Ich sage: Ewigkeiten, weil Bobos Wachstunden, mit Stunden des Schlafs durchflochten, die Augenblicke fröhlichen Lachens und zorniger Ausbrüche, stiller Betrachtungen und stürmischer Verzweiflung – Stunden und Momente, die sich auf dem Zifferblatt der Uhr durch nahe beieinanderliegende Zahlen ausdrücken, für Bobo Zeiträume ohne Vergleiche, ohne präzise in der Zeit bestimmte Erinnerungen, unendlich lange, auf der grauen Tafel seines Bewußtseins verwischte Zeiträume sind.

Gestrige Eindrücke durchlebt Bobo heute in der Erinnerung als nebulöses Bild – wie ein hundertjähriger Greis die ersten Jahre seiner Kindheit.

Viele Jahrhunderte sind vergangen, ehe Bobo gute und böse Schatten zu unterscheiden begann.

Zwei gute Schatten kennt Bobo bereits, seine beiden Hände.

Ein weiterer guter Schatten, das ist die Brust der Kinderfrau: Eine große Wolke bedeckt den ganzen Horizont, spendet Wärme und stillt den Hunger.

Wenn Bobo aufwacht, liegt er still, schaut neugierig, lauscht aufmerksam, wendet den Kopf zu jedem Geräusch und zu jedem aufblitzenden Glanz.

Wenn er weint, zeigen sie ihm blanke Gegenstände – sie klappern, klopfen, schaukeln – und Bobo fühlt sich erschöpft wie ein Reisender, der nach vielen Nächten ohne Schlaf in ein Kabarett mit üppigem, fesselndem Programm und geräuschvollem Publikum gerät; er würde gerne sehen und hören, doch seine Lider sind schwer wie Blei, und die Bilder gleiten über die Oberfläche des Bewußtseins wie graue Wolken in der Dämmerung.

Zünde viele Lichter an und lies laut, froh, triumphierend ...  
 Bobo ist schon ein Mensch ...  
 Und es geschah so rasch und unvermittelt.

Wer hat in Bobo die Denkfähigkeit geweckt, die sich flügel-schlagend erhebt im ersten Flug über die bunte, geräuschvolle, dem Lied der aufgehenden Sonne lauschenden Wiese des Lebens?

Bobos Gedanke, du bist wie die Oberfläche eines Gewässers, von einem leisen Windhauch gekräuselt, vibrierend von den Bildern der sich über dich beugenden freundlichen Gestalten.

So viele Sterne am Himmel, noch einer ist dazugekommen.

So viele Bäume im dichten Wald, ein weiteres Sträuchlein entsproß einem Samenkorn.

In den Chor der Waldvögel stimmt mit ein ein weiteres winziges, naives Sängerstimmchen ...

Die Natur kennt kein Ausruhen, sie wird zur Arbeit gedrängt durch die Kraft einer unsichtbaren Hand. Wunderbar gebildet hat sie einen kleinen Menschen, kraft ihrer schöpferischen Inspiration. Die Inspiration der Natur hat die Dynamik eines Titans und eine heilige Gewissenhaftigkeit. Einen Haufen Berge schleudert sie hin in einem enormen Durcheinander, mit Tautropfen benetzt sie jedes Felsenriff, schmückt es noch mit Moos, dessen Halm lebt und sich freut und glaubt.

Ein Kunstwerk, mühseliges Erzeugnis menschlicher Arbeit, den Blick täuschend, belügt es die Natur. Schlag mit dem Hammer auf eine Skulptur ein, und du hast nur noch Trümmer, Scherben, einen zerschlagenen Topf. Schneide mit dem Mikrotom<sup>1</sup> ein Schnipselchen vom Nagel ab, der am Ende von Bobos rosigem Fingerchen glänzt, und du wirst unter dem Mikroskop eine Reihe neuer schöner Bilder erblicken.

Wenn in den fadendünnen Äderchen Bobos kein Blut flösse, das durch Bäche und Flüsse hinströmt zum Meer – dem Herzen; wenn durch Bobos Nervenstränge nicht Eindrücke flößen zum Meer – dem Gehirn; wenn er nicht die wunderbare Kraft des Wachstums besäße, selbst dann wäre er millionenfach vollendeter als alle Werke toter Kunst, die in den dämmrigen Sälen bedeutender Museen ausgestellt sind.

Und Menschen eilen aus aller Herren Länder herbei, um sie zu betrachten – geborsten, verschossen, mühselig auf Glanz gebracht in langen Stunden der Reparatur und Restauration, katalogisiert, angepriesen und taxiert.

Du, Bobo, hast keinen Preis.

1. Von griech. »mikros« (klein) und »tome« (schneiden); Präzisionsgerät zur Herstellung feinsten Schnitte von biolog. und anderen Objekten für mikroskopische Untersuchungen.

Bobo ist ein urtümliches Menschenwesen, das schon manches vorausahnt von der Welt ringsum, indem es sich die Wechselbeziehung geheimnisvoller Phänomene naiv deutet.

Wenn Bobo früher still dalag, den Blick geradeaus, ohne sich umzuschauen, ohne zu weinen, ohne zu fordern – dann registrierte er das Bildmaterial, das sich in seiner Seele angesammelt hatte, und er schied die klangreichen Bekundungen des eigenen, persönlichen Lebens vom stillen Wortgeflüster der Ururgroßvaterrede.

Und siehe da, hundertfach hat er das Band auseinanderfallender und wieder zusammenlaufender, gehäufteter und vollständiger, deutlich ausgeprägter oder verschwommener Bilder verloren und wieder zu fassen bekommen – und sich damit die armselige Hütte, den bescheidenen kleinen Unterschlupf für ein erstes Weltbild zusammengebastelt. Bobo läßt nicht nach in der Arbeit, er wird weiterhin wertvollen Granitstein ansammeln, riesige Balken und Eisenträger für den Bau großer Gedankenpaläste; das Hüttchen des Wilden aber ist nur für heute, für morgen bestimmt, weil der Gedanke irgendwo ruhen, ein kleines Häuschen haben muß, wo er die mühsam ersparten Vorräte einlagern kann. Erst bedeutend später, wenn es ihm schon gut zu gehen beginnt, wird Bobo, der Krösus, große Marmorblöcke brechen; heute sammelt er emsig Steinchen auf Steinchen, Sandkörnchen auf Sandkörnchen.

Bobo glaubt an die Existenz böser und guter Geister, welche Gunst erweisen oder Unglück verheißen. Bobo hatte gemeint, daß alle gleich mächtig, alle sichtbar sind, daß nichts und niemand Macht über sie hat. Jetzt weiß er, daß der Schmerz-Geist unsichtbar ist und der gute Mutter-Geist ihn nicht zu überwinden vermag – er weiß, daß es eine Beschwörungsformel gibt, die gute Geister herbeiruft.

Diese Beschwörung ist Bobos Geschrei. Und nun schreit Bobo bewußt und absichtlich, um die guten Geister herbeizurufen, damit sie aufmerksam ihren Dienst erfüllen.

Die Tür, hinter der die Kinderfrau verschwindet, ist der Himmel, der – lächelnd – die Gnade der Sonne aufgehen läßt, der erzürnt – schweigt oder Blitze schleudert.

Wie der primitive Mensch dem Rauschen des Waldes lauschte, dem Geräusch des Flusses, dem Heulen des Sturmwindes, um die Befehle der Götter zu vernehmen, so horcht Bobo aufmerksam und prüft die Bedeutung der von den guten Geistern stammenden Laute.

Bobo lauscht achtsam hinein in seine eigenen langen Monologe und bemüht sich, die Verbindung zwischen ihnen und der Bewegung seiner Hände zu erfassen.

Bobo hat aufgehört, ein objektiver Beobachter zu sein, der gleichgültig Fakten konstatiert; heute will er unbedingt begreifen, ob sie das Geschöpf böser oder guter Geister, Freunde oder Feinde sind.

Als sich seine Mutter, mit einem Hut auf dem Kopf, über Bobos Wiege beugte, erschrak er, weil er sah, daß der gute Geist seine Gestalt geändert hatte.

Bekommt er zum ersten Mal ein bewegliches Spielzeug, einen Hund, einen Kanarienvogel im Käfig zu Gesicht, will Bobo, ehe er Vertrauen faßt, herausfinden, ob da ein guter oder böser Geist erschienen ist, und er sieht die Mutter erstaunt, prüfend und fragend an.

Bobo vertraut seinen guten Geistern rückhaltlos und glaubt an ihre Unfehlbarkeit.

Das war eine grandiose, außergewöhnliche, epochale, entscheidende Entdeckung. Bobo hat die Sicherheit gewonnen, daß zwei Schatten – Bobos Hände, seinem Willen bedingungslos gehorchen.

Schon furchtbar lange hatte Bobo den Verdacht, daß die zwei nahen Schatten, die zwei geliebten guten Geister, irgendeinen besonders großen Sinn haben, daß sie anders sind als alle übrigen. Das war damals kaum mehr als eine unklare Ahnung von einer erhabenen Wahrheit.

Seit der heiligen Ekstase im Moment des ersten koordinierten Blicks, da Bobo inmitten von Dunkelheit und Helligkeit die grauen Konturen der Welt um ihn herum gewahrte, war dies der zweite, ebenso bedeutungsvolle Augenblick.

Allen denkwürdigen Entdeckungen der Inspiration, die überraschend wie ein Blitz den Himmel des Bewußtseins aufturn, geht die langwierige, zeitraubende, mühselige Arbeit oft vieler – vieler Generationen voraus.

Aus einer Reihe von Fakten, in denen sich etwas verbirgt, scheinbar merkwürdigen, scheinbar zersprengten, voneinander unabhängigen, zufälligen und dennoch durch irgend etwas verbundenen Fakten, die im Grunde eine latente Gemeinsamkeit besitzen, entsteht unvermutet in den verborgensten Zellen des Gehirns eine lebendige, blendende Synthese. Komplizierte Fakten formen sich in stiller Bewegung, die unabhängig von Willen und Bewußtsein ist, zu Reihen und Kolumnen – und plötzlich steigt eine neue Welt herauf, sehr logisch und klar, mit ihren Sonnen, Monden, Gruppen wandernder Kometen und der Milchstraße.

Bobo, der kaum einem Steinzeitmenschen ebenbürtig ist, verbrüderd sich bereits mit den Geistesgrößen des Menschengeschlechts.

Wenn man Bobo früher eine Klapper in die Hand gab, packte er sie und beguckte sie sich verblüfft, weil die Hand – der gute Schatten, seine Gestalt verändert hatte. Die Klapper gab Geräusche von sich, und Bobo wunderte sich, daß der schweigsame gute Geist nun Geräusche von sich gab.

Wenn ihm die Klapper aus der Hand fiel, wunderte sich Bobo, weil der gute Geist zu seiner früheren Gestalt zurückgekehrt und verstummt war.

Die Forschungen dauerten unendlich lange, die Enträtselung des großen Geheimnisses lag noch fern ...

Am eigenen Fäustchen saugend, nimmt Bobo es eins ums andere Mal aus dem Mund, betrachtet es aufmerksam, runzelt die Brauen und versinkt in Meditation.

Hat Bobo einen Gegenstand zu fassen gekriegt, führt er ihn an den Mund, betrachtet ihn erneut aufmerksam, der Wahrheit immer näher, aber dennoch unsicher, so als ängstige ihn die Kühnheit seiner Hypothese.

Bobo ist von der vollen Wahrheit noch fern: Er weiß nicht, daß seine Hände – er selbst ist, aber er weiß, daß sie ihm gehorchen, daß man sie nicht mit der Beschwörung des Schreis hervorrufen muß, daß sie ihm zu Diensten, stets gegenwärtig sind.

Bobo ist geblendet von der Entdeckung, er findet Gefallen an seiner Macht, seinem ersten Eigentum – der ersten Stufe zur Unabhängigkeit, Befreiung, Stärke.

»Aba, a, aa, ooo«, plappert Bobo und lenkt die Hände bald in diese, bald in jene Richtung – folgt ihnen mit dem Blick, nunmehr sicher, daß er sich nicht irrt.

Müdigkeit überfällt ihn nach der großen Anstrengung.

Auf einmal beugt sich die Mutter lächelnd über ihn. Und Bobo lacht lauthals, aus voller Seele. Die Mutter spricht in den zärtlichsten Worten zu ihm, und Bobo streckt die Hände nach ihr aus, dann steckt er sie sich in den Mund, lutscht an ihnen und lacht.

Die Mutter nahm ihm die Finger aus dem Mund, Bobo fürchtete um sein neues Eigentum, brüllte laut und schmerzlich, protestierte so heftig, daß die Mutter erblaßte.

Alle lächeln Bobo an.

Ich meine, daß ein alter Eichenbaum, wenn er auf die drollige Gestalt einer kleinen jungen Eiche mit ihren zierlichen Blättchen herabschaut, ihr mit seinen grünen Ästen zulächelt, und der kleine Sprössling, sicher, fröhlich im Schatten der väterlichen Äste, mit dem Vater plappert, indem er leise mit den Blättern rauscht. Im unförmigen Körper der alten Eiche, in ihrer Rinde und in ihren Wurzeln sind schon viele Zellen abgestorben, wenn sie auch noch ganz rüstig ist, ihre Säfte kreisen träge, schon irgendwie matt geworden; doch die kleine Eiche, die das Blut der Mutter Erde trinkt, stärkt sich und wächst, wächst, wächst.

Es ist wohl so, daß jeder Vogel für seine Jungen freundliche Zuneigung empfindet, daß Wohlwollen für die künftigen Generationen wie ein bläulicher Nebel alles umhüllt, was das Morgen in seinen kleinen, unbeholfenen, aber gebieterischen Regungen begrüßt.

Selbst die ernste alte Sonne – die Erhalterin, findet ein Lächeln für das Waldmaiglöckchen, und das Waldmaiglöckchen antwortet ihr mit einem Zittern der weißen Blütenblätter, mit reinem Duft.

Bobo erwidert ein Lächeln mit einem Lächeln, nicht, weil er es verstünde, weil er die Sprache eines herzlichen Lächelns verstünde, sondern weil es Hunderttausende von Jahren so war, daß der heutige Tag liebevoll den Morgen des nächsten Tages willkommen heißt, und dieser antwortet ihm sanft, weil dieses Lächeln durch Tausende von Generationen hindurchströmt und die bleichen Knochen eines heidnischen Gräberfelds zu einer Familienbruderschaft mit Bobo verbindet, der sich weiter fortpflanzen wird durch Zeit und Raum; weil dieses Lächeln die Verbindung zwischen den Gliedern der Generationenkette ist.

So wie der erste Atemzug ein Reflex ist, der notwendigerweise Bobos bewußtem Leben vorausgeht – ohne ihn gäbe es das Leben nicht, so geht das erste Lächeln dem Gedanken voraus, ohne Lächeln kein Gedanke ...

Dir lächelt die Mutter zu, oh Bobo, sie bedauert nicht, daß jeder Tag deines Wachsens ein Tag ihres Niedergangs ist, daß jeder Atemzug von dir, jeder Pulsschlag, ein Schritt vorwärts für dich und ein Schritt zurück für sie ist.

Bobo führt jetzt seine Forschungen planmäßig und mit noch größerem Eifer durch. Einzelne Geister kennt Bobo bereits, er bemüht sich jetzt, ihr gegenseitiges Verhältnis zu verstehen.

Er schaut den Eltern beim Mittagessen zu.

Die guten Geister vollziehen ein merkwürdiges Ritual. Bobo verfolgt mit seinem Blick die Bewegungen ihrer mit Messer und Gabel bewaffneten Hände, schaut ihnen nach, aufmerksam und geduldig, vom Teller bis zum Mund. Und sein Erstaunen ist riesengroß.

Bobo zeigt ein dreifaches Erstaunen: das geringste, die Augen weit offen und ein Lächeln darin. Ein größeres Erstaunen, die Lippen leicht geöffnet, Bobo erstarrt vor Verblüffung und guckt und guckt. Das höchste Erstaunen bedeutet hastiger Atem, unruhige Handbewegungen und Furcht im Blick.

»Armer Bobuś; gib ihm ein bißchen Suppe«, sagte der Vater zu seiner Frau. »Er guckt uns so an.«

Und sie wollen Bobo, dem Forscher, mit Gewalt saure, salzige, ekelhafte Suppe einflößen. Bobo dreht den Kopf weg, spuckt, verzieht das Gesicht, stößt den Löffel mit der Hand weg.

Längst schon hat Bobo aufgehört, an die Unfehlbarkeit der guten Geister zu glauben und an die Notwendigkeit, ihnen nachgeben zu müssen; im Gegenteil, er mustert sie immer mißtrauischer, stets wachsam, stets bereit zum Protest, und bemüht sich, mit der Beschwörung des Schreis ihre Taten zu lenken.

Auch die guten Geister haben ihre Mucken, man muß alle ihre Taten vorsichtig beobachten, man muß sich die Geister erziehen, damit sie Bobo gänzlich zu Willen sind.

Einst hatte Bobo den guten Schatten vertraut und viele Male mit schmerzlichem Vorwurf die Mutter angeschaut, bevor er zu der Überzeugung gelangt war, daß man selbst ihr nicht rückhaltlos trauen sollte.

Die einzigen Geister, die keine Fehler haben, sind Bobos Hände. Heute kratzt sich Bobo nur noch selten, in Ausnahmefällen die Nase auf, und zwar dann, wenn er im Zorn für einen Moment die Fassung verliert.

Bobo fordert jetzt: Jeden Gegenstand muß er mit den Händen und mit dem Mund begutachten.

Die Eltern sagen, Bobo spielt.

Der kleine Wilde hat eine allzu ernsthafte Arbeit aufgenommen, hat allzu wenig Zeit, um sie mit Kurzweil zu vergeuden, allzu viele gefährliche Geheimnisse umgeben ihn, um leichtfertig mit ihnen zu spielen.

Wenn Bobo in der Wiege liegt, scheinbar untätig, untersucht er seine Hände, um sich davon zu überzeugen, ob sie nicht irgendwelche verborgenen, aber doch wichtigen Eigenschaften haben, und wie ihr Verhältnis zueinander ist; Bobo plappert, macht gymnastische Stimmübungen, so wie ein Pianist vor einem wichtigen Konzert lange, ermüdende Proben absolviert.

Beim Spazierenfahren erforscht er konzentriert die unzähligen, beweglichen Schatten, wie ein Mensch, der die erste Reise zwischen Sonnen und Planeten unternimmt – sie sind neu und schön, doch wie sollte man da an Zerstreung denken, solange es ringsum so viele mysteriöse Rätsel gibt.

Die Straße mit ihrem Lärm, der Garten mit seinem Grün, fremde Wohnungen und fremde Gestalten, das sind ferne, unbekannte Länder, die er auf langen, mehrjährigen Reisen besucht.

Bobo schlummert erschöpft ein und bewegt sich unruhig im Schlaf, denn er sieht im Dämmer Schlaf Bruchstücke von Bildern, wie er sie vor kurzem erst im Wachzustand gesehen hat.

Er hat gerade mal eben einige augenscheinliche Wahrheiten erobert; aber es gibt noch viele unbewiesene, vermeintliche Wahrheiten und viele, viele Fragen, die es zu beantworten gilt.

Sie zeigen dem kleinen Bobo Bilder; er sieht hin und versteht nicht. Doch er guckt interessiert, wie bei allem, was existiert; das ist also etwas, das man kennen, von dem man in Erfahrung bringen muß, was es ist und wozu es dient. Er will die Bildchen zu fassen kriegen und in den Mund stecken.

Bobo streckt die Hände aus und strahlt die Kinder an. Sie sind gute Geister, die unbekanntes Zwecken dienen.

Man hat Bobo vor den Spiegel gestellt. Er sah die Mutter an, staunte in größter Verwunderung und barg das Gesicht an ihrer Schulter, um sich vor der Gefahr zu schützen. Bobo begreift: Mit dem Moment, da man die Gefahr nicht sieht, hört sie auf zu existieren.

Bobo warf erneut einen Blick in den Spiegel, die Wißbegierde des Forschers überwand die Furcht. Und hier beging die Mutter einen Fehler: Sie nahm Bobo mit sich fort. Und dabei muß Bobo doch lange schauen und denken, bevor er versteht.

Bobo spielt lange mit einem bunten Holzei und kann es schon von einer Hand in die andere legen.

Jetzt braucht er nicht mehr hundertmal dieselbe Entdeckung zu machen, weil er sich an die einmal gemachte Entdeckung – erinnert.

Bobo erforscht die Sprache der guten Geister; als seine Mutter einmal ärgerlich auf Bobo einredete, staunte er mit seinem größten Erstaunen: »Das ist gewichtig, sehr gewichtig, sehr geheimnisvoll.«

Bald – wird Bobo an die Stelle der öden Beschwörungsschreie und der trügerischen Beschwörung seiner ausgestreckten Hände die Beschwörungsformel des ersten Wortes setzen.

Bald wird er begreifen, daß zwischen einem kullernden Ball und dem guten Mutter-Geist ein Unterschied besteht, das Leben ...

Die guten Geister haben für ihn längst aufgehört, Schatten auf hellem Grund zu sein.

Die Mutter erscheint hinter der verglasten Tür. Bobo streckt die Hände aus nach ihr und schlägt gegen die Scheibe.

Schon wieder ein Geheimnis?

Die ganze, kunstvoll und unter Anstrengung gefundene Theorie von den guten Geistern und ihren Eigenschaften fällt in sich zusammen.

Bobo ist in Tränen aufgelöst.

»Ignorabimus. Wir werden nicht wissen.«<sup>1</sup>

1. Vom (lat.) Schlagwort »ignoramus et ignorabimus«: Wir wissen (es) nicht und werden (es auch) nicht wissen. Emil Du Bois-Reymond (1818-1896), Berliner Physiologe, prägte diesen Satz zur Erkenntnisbescheidung der Naturwissenschaften.

Beim Baden macht Bobo eine neue Entdeckung: Außer Armen besitzt er Beine – zwei entlegene Landstriche.

Aber vielleicht sind ja auch die Zudecke, das Kopfkissen, das ganze Bett ein Teil von Bobo; wieder mühseliges Suchen, eine gründliche Revision der bisher errungenen Wahrheiten, der Ruin leichtsinnig gehogter Mutmaßungen.

»Ignorabimus. Ignorabimus.«

Bobo kann stehen, ganz allein.

Er triumphiert ...

Bobo, Bobo, mit welch erschreckender Vertrauensseligkeit gehst du dem Leben entgegen ...



# Die verhängnisvolle Woche

(Aus dem Schulleben)



Der Kohlenhändler hatte sie versetzt.

Papa war sehr wütend, daß Mama alles bis zur letzten Minute aufschiebt. – Mama sagte, wenn Papa nicht Bescheid wisse, dann solle er nicht reden, die Kohlen seien nämlich schon am Donnerstag bestellt worden. Papa sagte, in der Stadt gäbe es, gottlob, nicht nur einen einzigen Kohlenhändler. Mama sagte, das wisse sie besser als er, aber nur der eine wiege reichlich aus. – Papa sagte, an dieser Pfennigfuchserie von Mama werde er noch mal ersticken. Mama war schwer gekränkt. Soll Papa den Haushalt doch allein führen; Papa sei ein rücksichtsloser Mensch; sie könne da allerhand erzählen. Und Papa sagte: »Jetzt geht die alte Leier wieder los.« Und er verließ das Haus.

Das geschah am Sonntag, und am Montagmorgen war es in der Wohnung kalt wie in einem Eiskeller.

Zweimal haben sie schon versucht, Stasio wachzurütteln, einmal Mama, das zweite Mal Ludwika; Stasio tut, als ob er schläft. Unter der Decke ist es warm, und im Zimmer ist es kalt und dunkel, auf der Straße ist es kalt und matschig, und in der Schule ...

»Die gnädige Frau läßt fragen, ob Stasio aufgestanden ist ... Stasio, steh auf, es ist schon spät ... Du kommst zu spät zur Schule.«

Ludwika zieht an der Decke.

»Gleich.«

»Gleich ist gleich. Bitte steh auf.«

»Geh schon, Ludwika.«

Ach, wie er diese widerwärtige Köchin haßt, die sich in alles einmischt.

»Gut, ich sag's der gnädigen Frau. Bleib du ruhig liegen.«

Stasio haßt Ludwika. Er haßt sie dafür, daß er aufstehen muß, dafür, daß heute Montag ist und es in der Woche keinen Feiertag gibt, dafür, daß ihnen der Lehrer heute das Diktat zurückgibt, in dem er zwei dicke Fehler gemacht hat, wie er schon weiß; und schließlich dafür, daß heute in der ersten Stunde Geographie ist, wo er bestimmt aufgerufen wird, weil nur noch sechs übrig sind, die erst einmal dran waren.

»Nun, was ist, steht er auf?« ertönt Mamas Stimme aus dem Eßzimmer.

Stasio setzt sich im Bett auf und beginnt sich zögernd unter der Decke anzuziehen.

»Aha!« sagt Ludwika mit triumphierendem Lächeln.

»Wenn Ludwika nicht geht, zieh ich mich nicht weiter an.«

»Ojoj, was für ein Unschuldslamm. Daß es bloß keiner erfährt.«

»Krepier doch« – denkt Stasio in höchster Rage.

Ein grauer, trüber, träger Montagmorgen.

Grau, trübe und träge wie das Leben der viele Millionen zählenden Menge, die sich dahinschleppt, auf der Suche nach Nahrung und Kleidung – immer im Kreis, von Sonntag zu Sonntag, immer faul und gedankenlos, immer im Kreis, ohne ein freundliches Lächeln, ohne ein lockendes Ziel, ohne einen kräftigen Atemzug zu tun mit der flachen Brust, ohne ein frohes »Hopp-Hopp«, das der grüne Wald aufgreifen und als Echo weithin forttragen würde.

Der Sonntag hat ihnen Langeweile und Enttäuschung gebracht, der Montagmorgen verheißt ihnen sechs lange, freudlose Tage, bis ein neuer Sonntag naht, voller Mißmut und Langeweile. – Ach, meine Herren, meine Herren – Millionen von Schulkindern habt ihr in euer Joch gespannt, und die armen Kinder gehen darin im Kreis, von Sonntag zu Sonntag, und sie werden stumpf nach Jahren der Pein und des hilflosen, schweigenden Protests.

Da geht Stasiek<sup>1</sup>, den Tornister auf dem Rücken und Sorge im Herzen, er bemüht sich, große Schritte zu machen, so, daß jeder Schritt eine Trottoirplatte trifft; mit der Hand schlägt er gegen die Blechschilder der Läden, an denen er vorbeikommt.

»Guten Morgen.«

Sie geben einander gleichgültig die Hand.

»Weißt du was, ich war gestern im Zirkus.«

Wiśnicki muß sich immer mit allem brüsten.

»Wie weltbewegend – wahrscheinlich am Nachmittag.«

Und Stasio geht ein wenig zur Seite und tritt in eine Pfütze.

Wiśnicki verstummt, unangenehm berührt.

»Eben nicht, am Abend. Und außerdem bleibt es sich gleich.«

»Morgen vielleicht, heute bleibt es sich aber nicht gleich. Die Nachmittagsvorstellungen sind für Kinder.«

»Eben nicht, bloß, man darf ein Kind umsonst mitnehmen, alles andere ist gleich.«

»Aber am Nachmittag zeigen sie die Löwen nicht.«

»Eben doch haben sie sie gezeigt.«

»Und, ist der Mann in den Käfig gegangen?«

»Ist er.«

»Und bei wem schwörst du?«

»Bei meinem Vater«, und er blickt Stasio direkt in die Augen.

»Na, da hast du dir selbst ein Bein gestellt, denn du warst doch am Nachmittag.«

1. Stasio, Stasiek, Stasieczek, Staszek, Staś, Stach: Diminutivformen zu Stanisław (Stanislaus).

»Ich stell mir kein Bein.«

»Und woher weißt du, daß er in den Käfig gegangen ist?«

»Ich weiß es eben.«

Sie gehen nebeneinander her, wütend und schweigend.

»Guten Morgen.«

Den Czerwiński kann Stasio auch nicht ausstehen, der ist ein Streber und blöd.

»Wißt ihr: Ich hab' keinen einzigen Fehler in dem Diktat.«

»Und wie hast du ›posliednieje<sup>1</sup> geschrieben?« – fragt Wiśnicki.

»Pah, als ob das eine Kunst wäre.«

Genau das ist einer von Stasios beiden dicken Fehlern.

Stasio löst sich von ihnen, er geht an der Bordsteinkante entlang – er streckt die Arme aus und balanciert, direkt auf dem Rand. – Er sieht scheel zu den Kameraden hinüber und denkt widerwillig: »Blödiane.«

\* \* \*

»Auf deinen Platz! Das reicht!«

Jetzt ist Stasio dran.

Stasio steckt rasch die Uhr weg. Drei Minuten bis zum Läuten.

Es sind nur noch zwei, die erst einmal dran waren; von den sieben, die heute aufgerufen wurden, haben gleich vier eine Zwei<sup>2</sup>.

Bei *M* ist er stehengeblieben; mit *N* gibt es keinen, mit *O* – einen, dann kommt schon *P*. – Mit einem raschen Gedankensprung erfaßt er die Gefahr. »Schnell, laß es läuten, schnell«, schreien seine Gedanken in furchtbarem, nur Kindern und Geisteskranken vertrautem Entsetzen. – »Lieber Gott, hab Erbarmen.«

Der Lehrer hat die Zensur eingetragen, zuerst ins Notizbuch, dann ins Klassenbuch; er überfliegt die Liste, blättert die Seite in seinem Notizbuch um – Stasio steht dort ganz oben.

»Prechner.«

Er stößt einen tiefen Seufzer aus. »Ich danke Dir, barmherziger Gott.« Sein Herz, das noch aufgeregt flattert von der Erschütterung, die er nun hinter sich hat, faßt sich in demütigem Gebet.

Er kommt also am Samstag dran: Er wird für eine Fünf lernen – in der großen Pause alles noch mal wiederholen.

1. (russ.): der/das letzte, der Rest.
2. Das polnische Notensystem:  
 Note 2 (dwójka) = ungenügend  
 Note 3 (trójka) = genügend  
 Note 4 (czórka) = gut  
 Note 5 (piątka) = sehr gut

Prechner aber zieht seine Jacke zurecht, schließt sehr langsam das Buch, räuspert sich.

»An die Tafel«, sagt der Lehrer ungeduldig.

Langsam schiebt er sich aus der Bank. – Da, es läutet.

Zuerst ist es nur ein leiser, gedämpfter Schlag; das ist der Hausmeister, der die Glocke zur Hand nimmt; und dann eine große Woge lauter, kräftiger, erlösender Glockenschläge.

Der Lehrer winkt ab, legt die Feder weg, klappt das Klassenbuch zu und geht hinaus.

Die Klasse dröhnt von Dutzenden von Stimmen. Stasio gesellt sich einer Gruppe zu, in der Prechner erzählt, er hätte das Buch nicht mal angefaßt, kein einziges Wort hätte er gewußt. Man sieht ihm an, daß er nicht angibt, er hätte wirklich nichts gekonnt. Kein Wunder auch: Er war schon dreimal drangewesen. Der Lehrer wollte ihn überrumpeln – soviel ist klar.

Die erste Pause ist kurz.

In Religion bekommt Stasio von seinem Banknachbarn das versprochene Buch. Stasio hält es unter der Bank und überfliegt das Inhaltsverzeichnis – dann nimmt er sich, schon aufmerksamer, das erste Kapitel vor; schließlich legt er es auf die Bank, deckt es halb mit dem Religionsbuch zu; interessant.

»Was liest du da?« fragt der aus der Bank hinter ihm.

Stasio sieht besorgt zum Priester.

»Geht dich nichts an; kümmere dich um deinen eigenen Kram.«

Die Stunde ist rasch um.

Stasios Herz ergreift schleichende Bangigkeit. – Schon melden Boten, daß Szparag die Hefte mitbringt, schon ruft der Aufsichtshabende, alles auf die Plätze, schon schlägt der Pedell<sup>1</sup> zweimal mit dem Schlüssel gegen die Scheibe der Glastür, um die Klasse zur Räson zu bringen. – Mit dem Schlüssel gegen die Scheibe schlagen, das hat er vom Inspektor gelernt: Er öffnet ihn nach.

Die Stunde beginnt.

»Wer fehlt?«

Szparag überträgt die Zensuren aus seinem Notizbuch ins Klassenbuch. Die Schüler in der ersten Bank recken sich in die Höhe, um aus den Federbewegungen zu erraten, wer was im Diktat bekommen hat – sie zeigen es mit den Fingern.

»Aufsicht!«

Die beiden springen auf, um die Hefte entgegenzunehmen: Der eine Jude, der andere Katholik; dem Juden gibt Szparag keine Hefte; das ist schließlich eine verantwortungsvolle Tätigkeit.

1. Hausmeister an Schulen.

»Da, mein Heft – gib her!«

»Wart's ab – der Reihe nach.«

»Przemyski.«<sup>1</sup>

»Gib her.«

Stasio hat nicht den Mut, hineinzuschauen. Er blättert Seite für Seite um: zwei, drei, drei, zwei, drei, zwei, drei, drei – und jetzt?

Die Röte steigt ihm in die Wangen. Das Herz schlägt so heftig wie in der Geographiestunde. – Auf der ersten Seite zwei kleine Fehler, einmal unterstrichen, ein dritter – mit einer Wellenlinie darunter – und einer von jenen beiden dicken Fehlern. – Er braucht gar nicht erst hinzusehen: eine Zwei.

»Was hast du?«

»Laß mich in Frieden!«

Stasio schließt die Augen, blättert die Seite um und deckt sie mit dem Löschblatt ab. Schiebt das Löschblatt langsam zur Seite. – Es ist keine rote Tinte zu sehen, nichts, nichts, nicht mal zwei Minuszeichen? – Da ist er ja, der fatale Satz. Träumt er, oder ist er wach? – Keine Spur von roter Tinte. – Stasio ist nahe dran, vor Freude aufzuschreien: Der Fehler ist da – da hockt er, das Miststück, aber Szparag hat ihn nicht gesehen. – Mit kühner Gebärde legt er die Note frei: eine Drei minus. Hätte er den Fehler gesehen, wäre es eine Zwei. – Und Stasio überkommt ein sehr kompliziertes Gefühl: Dankbarkeit für Szparag, daß er den Fehler nicht bemerkt hat – und Wut, daß er ihm für den einen dicken Fehler und zwei kleine – nur eine Drei minus gegeben hat: Er hätte ihm ruhig eine glatte Drei geben können.

»Siehst du?« Er zeigt die Zensur seinem Banknachbarn.

Der Nachbar begrüßt die Enthüllung mit wohlwollendem Lächeln.

»Und was hast du?«

»Eine Drei plus.«

Sie beginnen, die Fehler zu vergleichen.

»Leise«, ermahnt sie der Lehrer.

Und die Berichtigung des Diktats beginnt; Dutzende von Regeln, Dutzende, mehr noch – Hunderte von Malen wiederholt. – Stasio schaut auf die Drei minus und denkt an gar nichts; sein Nervensystem ist vollständig erschöpft. Er sitzt gedankenlos da und freut sich nicht einmal.

»Przemyski!«

Stasio steht auf.

»Warum?« fragt der Lehrer.

Stasio sieht flehentlich zu den Kameraden.

1. Stasios Familienname.

»Priewoschodnaja stiepień<sup>1</sup>«, summt es aus allen Richtungen des Klassenzimmers. »Priewoschodnaja stiepień«, spricht Stasio nach.

»Was, priewoschodnaja stiepień?« fragt der Lehrer und greift zum Federhalter. »Jat'<sup>2</sup>«, sagt die Klasse allzu laut vor. »Jat'«, spricht Stasio nach.

»Du mußt aufpassen«, sagt der Lehrer.

Der Schüler aus der ersten Bank zeigt ihm auf dem Rücken zwei Finger.

Stasio sieht es ja selbst: Er steht da und sieht, wie der Lehrer seine Seite im Klassenbuch aufschlägt und ihm langsam und mit Vorbedacht eine deutliche Zwei einträgt.

Ein Blitz aus heiterem Himmel ...

\* \* \*

Józio erwartet Stasio voll Ungeduld – er macht ihm selbst die Tür auf und ruft, noch ehe Stasio den Tornister absetzen kann: »Komm her, ich zeig dir was.«

»Warte, ich zieh nur die Galoschen aus.«

»Na, mach schon! Weißt du: In dem neuen Laden kriegt man zu jedem Schulheft ein riesiges Klebebild dazu oder sechs kleine – man kann sie sich aussuchen. Und zu jeder Kladde geben sie einem ein Kettchen.«

»Was für ein Kettchen?«

»Ein richtiges.«

»Du lügst.«

Józio ist unendlich zufrieden, daß es ihm gelungen ist, den älteren Bruder für seine große Entdeckung zu interessieren.

»Da, schau: ein Etikett, ein Löschblatt, sechs kleine Siegel und eine Stahlfeder.«

»Die Stahlfeder taugt gar nichts.«

»Na und? Aber die Siegel, sind sie nicht hübsch?«

»Es geht.«

Józio ist enttäuscht von Stasio: Er hatte geglaubt, daß er ihn in Erstaunen, in Entzücken versetzt, dabei ... Der Ärmste weiß ja nicht, daß Stasio eine Zwei in Russisch bekommen hat.

»Mittagessen. Ludwika, ruf die Kinder.«

Zosia stürzt ins Zimmer. Sie kommt zu spät: Sie war in der Küche, aber sie will wissen, was Stasio sagt, wenn er das Löschblatt, die sechs Siegel, das Etikett und die Stahlfeder sieht, die es zu einem gewöhnlichen Heft dazugibt.

1. (russ.): die höchste Steigerungsform; entspricht dem deutschen Superlativ.

2. Ein Schriftzeichen für die russische Rechtschreibung. Da es die Rechtschreibung sehr verkomplizierte, wurde es bei der Rechtschreibreform 1918 abgeschafft.

»Nun?« fragt sie gespannt.

»Stasio, Józio, Zosia, zum Essen. Wie oft soll man euch noch rufen?«

Mama ist schlecht gelaunt. Die blöde Ludwika hat wieder den Schlüssel von oben abgegeben, dabei wußte sie genau, daß Mittwoch Waschtag ist. Mama interessiert das nicht: Soll sie die Wäsche an ihrer Nase aufhängen, wenn sie so schlau ist. – Mama hält es nicht länger aus mit ihr. Überall herumrennen, dazu reicht ihr Verstand, aber beim Arbeiten – stellt sie sich an wie ein Mondkalb – und ein faules dazu. Zum Ersten kann sie sich eine andere Stellung suchen. Und Papa kommt auch zu spät, und dann wird ihm wieder nichts recht sein. Soll er ruhig das Gesicht verziehen: Mama interessiert das nicht im geringsten.

Zosia hat sich das alles in der Küche anhören müssen. Mamas schlechte Laune hat sich auf sie übertragen.

»Stasio, tritt nicht mit Füßen!«

Stasio hat sie aus Versehen angestoßen. Aber wie das so ist, jetzt tritt er sie absichtlich.

»Mama, Stasio tritt mich.«

»Du solltest dich schämen: so ein großer Bengel und kann nicht am Tisch sitzen, wie sich's gehört.«

Und Stasio überlegt, was Mama wohl sagen würde, wenn sie bei der schlechten Laune noch das von der Zwei erführe. Statt: »Du solltest dich schämen«, würde sie sagen: »Stasio, wenn du sie noch einmal anrührst, verläßt du den Tisch.« Und mit was für einer Stimme!

\* \* \*

So ein Zweier am Montag ist wie eine große lästige Fliege oder wie ein Klecks auf dem Löschblatt. Sie brummt wie eine Fliege, schwirrt durch jeden Gedanken, ist ewig um ihn herum, und sie wird dicker und größer, wie der Klecks auf dem Löschblatt, wächst die ganze Woche hindurch. – Wenn er der Mama gleich sagen würde: »Ich hab' eine Zwei bekommen«, dann wäre er die Sache los. Das wäre besser, aber Stasio tut das nicht. Auch am Samstag sagt er nichts, er steckt das Aufgabenheft<sup>1</sup> weg, um sich den Sonntag nicht zu verderben. Er zeigt es nicht vor, am Montag wird er es vorlegen. Aber der Sonntag ist ohnehin verdorben. – Schon am Sonntag muß er sich ja ruhiger verhalten, schon da traut er sich nicht mehr, um etwas zu bitten oder Józio oder Zosia zu schlagen; denn er weiß, er hat Schuld auf sich geladen, und wenn die Eltern genauer hinsähen, würden sie es ihm von selbst anmerken; er schließt sich in seinem Zimmer ein, angeblich lernt er – er traut sich nicht, das geborgte Buch offen zu lesen.

1. Im Polnischen: »dziennik«; Tagesberichtsheft, in das die Schüler u.a. die zu erledigenden Aufgaben eintragen.

Die Zwei, die er am Montag bekommen hat, nimmt ihm die Lust, den Mut, das Selbstvertrauen, den Spaß an der Arbeit. Wozu soll er noch lernen, er hat ja sowieso schon eine Zwei, und nichts wird ihn vor dem Zorn der Eltern verschonen. Sogar wenn es ihm gelänge, eine Vier zu bekommen, die Zwei wird sie immer überschatten.

Und Stasio weiß genau, wenn man an einem Montag eine Zwei bekommt, dann ist es mit der einen nie getan; in so einer Woche geht einem alles schlechter von der Hand.

Und als ihn der Lehrer am Dienstag an die Tafel holte, war sich Stasio fast sicher, daß er eine Zwei bekäme, er wußte von vornherein, daß er eine Aufgabe bekäme, in der das Dividieren und Multiplizieren von drobi<sup>1</sup> vorkommt, und daß er sich irren würde.

»Du mußt aufpassen«, sagt der Lehrer.

Gestern hat ihm der Nachhilfelehrer wieder erklärt, daß vier, mit ein halb multipliziert, zwei ergibt, und wenn er es dividiert macht das acht. Es gab einen Augenblick, da strengte er seine Aufmerksamkeit an, und schon glaubte er zu begreifen. Aber da fiel ihm ein, statt dieses ganzen Durcheinanders könne man doch statt zu dividieren – multiplizieren und umgekehrt, und das sagte er dem Nachhilfelehrer. Der schrie los, die Arithmetik hätten sich Leute ausgedacht, die klüger seien als er, und Stasio sei ein Faulpelz und anstatt ein bißchen nachzudenken, suche er lieber nach Wegen, die ihm das Denken ganz ersparten, die Arithmetik sei ein Nichts, verglichen mit der Algebra, und wenn er das simple Multiplizieren von Brüchen nicht begreife, könne er dem Gymnasium gleich Lebewohl sagen.

Stasio weiß das selbst. Einmal ist er in der Pause an der Tür der fünften Klasse stehen geblieben und hat zugehört, wie einer einem anderen die Geometrie erklärte und Kreise an die Tafel malte. Stasio ging in seine Klasse zurück und versuchte, einen Kreis zu zeichnen: Es wurde ein schiefes Ei. Kein Wunder auch: Wie soll man ohne Vorlage einen gleichmäßigen Kreis zeichnen, einen ganz und gar runden, denn sonst geht gar nichts, und in den Kreis muß man noch an die zehn verschiedene Linien einzeichnen, damit alles genau übereinstimmt. Schon damals ging Stasio auf, daß er das Gymnasium niemals schafft. Der bloße Anblick der dicken Bücher, der vollgestopfte Ranzen hat ihm den ganzen Mut genommen. Und die Examina: In der vierten Klasse den Stoff aus allen vier Klassen; wieviel Gedichte sich da schon angesammelt haben. Erinnert er sich auch nur an ein einziges, das er vor zwei Jahren gelernt hat?

Oder die Brüche. Gestern gab es so einen Moment, da hätte er fast verstanden. Und jetzt, wenn sie ihn überlegen ließen, dann würde er es

1. (russ.): Brüche.

vielleicht können. Denn wenn ihm fünf Siebentel seines Geldes geblieben sind und das 35 Rubel macht, dann muß er vorher mehr gehabt haben, das weiß er. Was ihn verwirrt, ist nur, daß er mehr herausbekommen will und plötzlich dividieren soll. Der Nachhilfelehrer hat ihm auch gleich einen Schrecken mit diesen X eingejagt. Diese X versteht Stasio überhaupt nicht.

Nicht mal die Zwei kümmert ihn nun mehr. Bis zum Läuten ist es noch eine Dreiviertelstunde, er kann wenigstens ruhig dasitzen, weil sie ihn nicht mehr aufrufen. – Ein oder zwei Zweier; einerlei; Mama wird sowieso zetern, und Papa wird ihm eine Moralpredigt halten: »Ich arbeite schwer, du bist ein schlechter Sohn.«

Ihm ist es egal.

Stankiewicz macht eine Aufgabe, er schreibt, wischt aus, verheddert sich, will um keinen Preis eine Zwei bekommen. – Stasio sieht ihm gleichgültig, ja mit einer gewissen Neugier, mit einer gewissen Befriedigung zu: Er selbst hat schon hinter sich, was dem anderen noch bevorsteht.

\* \* \*

Fünf Uhr. Musikstunde.

Stasio haßt Musik. Geographie, Bruchrechnung und Grammatik lernen alle, die Stasio kennt; ohne dies wird man nicht versetzt. Aber er ist wegen der ganzen Musik unglücklicher als alle anderen.

Papa sagt, Musik sei – Zeitvergeudung, und Mama – Geldverschwendung. Und trotzdem muß er dreimal wöchentlich mit der Lehrerin und jeden Tag allein – klimpern. Und wenn er abends alle Aufgaben erledigt hat, bekommt er sofort zu hören: »Stasio, geh üben.«

Manchmal tut ihm die Lehrerin leid: Sie ist ja nicht schuld, daß sie kommt – sie muß; und manchmal macht er ihr was zum Possen und übersieht fünfmal hintereinander das Kreuz nach dem Auflösungszeichen. Warum beschwert sie sich auch dauernd über ihn? Er muß schließlich noch etwas für das Gymnasium tun!

Und wozu das alles, wenn er die Musik gar nicht braucht?

Sitz still und spiele, wenn du zwei Zweier in dieser Woche hast und morgen eine Klassenarbeit; lustig, da gibt es nichts.

»Stasio, paß auf.«

»Ich passe auf.«

»Stasio, warum machst du es mir so schwer?«

Die Lehrerin sagt es mit sanfter, trauriger Stimme. Stasio zuckt zusammen. Die Arme – Stasio hält nur mühsam die Tränen zurück.

»Nun spiel fehlerlos. Na – was ist: ohne Fehler?«

Stasio gibt keine Antwort.

Und er spielt fehlerlos.

\* \* \*

»Erst zwei Tage sind um« – denkt Stasio, während er im Bett liegt. – Erst zwei Tage, und was er in dieser Woche schon durchgemacht hat. Und noch Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag. Was steht ihm weiter bevor? Morgen die Klassenarbeit; wenn er die Aufgabe nicht löst, ist das schon eine Zwei für die kommende Woche, nach einer Woche mit zwei Zweien kommt schon wieder eine Woche mit einer Zwei.

Mein Gott, wie schwer, wie schrecklich.

Stasio sieht zu dem Lämpchen vor dem Heiligenbild und seufzt.

Warum erleichtert Gott, der Allmächtige, ihm nicht sein schweres Los? Wenn er, Stasio, Gott wäre ... Aber es ist Sünde, so etwas zu denken, und am Vorabend einer Klassenarbeit darf man nicht sündigen ... Wenn er doch wüßte, was morgen oder auch nur – was in einer Stunde sein wird. Dann wäre es leicht, Primus zu sein. Aber Stasio will gar nicht Primus sein. – Der Primus ist eingebildet, und keiner kann ihn leiden. Aber Dreien möchte er haben, damit er sich nicht dauernd zu fürchten braucht.

Er hat heute fünf Aufgaben mit dem Nachhilfelehrer gemacht; wenn doch nur eine von denen drankäme. Das wäre dann eine Vier in der kommenden Woche – die heutige Zwei wäre ausgeglichen.

Die Zweien unterteilen sich in gefährliche und ungefährliche. – Schließlich geht es darum, für das Quartal keine Zwei zu bekommen. In Russisch hat er schon vier Dreien und zwei Zweien. Der Russischlehrer wird ihn also noch mal drannehmen, damit er sich verbessern kann, so schrecklich ist der gar nicht, nur hat er manchmal so verrückte Einfälle. Mit Arithmetik ist es schlechter bestellt, aber verbessern kann er sich auch noch.

Wie glücklich sind die Schüler, die den Eltern ihr Aufgabenheft gar nicht erst zeigen müssen – Stasio kennt zwei von ihnen. Keiner interessiert sich für sie, keiner schreit sie an. Oder die, die vom Dorf stammen – und nur zu den Feiertagen heimfahren. – Rogalski ist schon mal sitzengeblieben, er hat aber trotzdem ein eigenes Pony zu Hause – den regt gar nichts auf.

Nur ihm, Stasio, machen sie das Leben zur Hölle.

Stasio empfindet großen Groll gegen alle, die ihn quälen.

Wieso sind die Eltern gut zu ihm, wenn es ihm selbst gut geht? Mama erlaubt ihm, zu lesen und sich mit Józio zu kabbeln, und morgens schreit sie nicht so, daß er aufstehen soll, und sie treibt ihn nicht ans Instrument, und Papa nimmt ihn mit in den Zirkus oder zu einer Kutschfahrt. – Aber wenn er mal eine Pechsträhne hat, fallen alle gleich über ihn her. – Er kann doch immer gleichviel; von den ersten fünf oder sechs Schülern mal abgesehen, fristen alle anderen ihr Dasein so wie er. Wenn er

bei etwas aufgerufen wird, was er kann, bekommt er eine gute Note, oder wenn der Lehrer gut gelaunt ist, oder wenn es ihm gelingt, abzuschreiben, oder aus irgendeinem anderen Zufall. – Wenn morgen zum Beispiel eine von den Aufgaben drankommt, die er heute mit dem Nachhilfelehrer gemacht hat, dann kriegt er eine Vier – ist das dann sein Verdienst? Es ist eben so gekommen.

Stasio wird mit Goldsztern ausmachen, wenn der sich ans rechte Ohr faßt, muß man multiplizieren, wenn ans linke, dividieren. – Stasio hat es ja ungefähr begriffen, aber er will lieber nichts riskieren, denn er kann sich in letzter Minute irren, vor lauter Angst und Hast.

Einmal hat Stasio eine Vier in Geographie bekommen; er konnte gerade die eine Stelle, und sonst nichts. Und als er alles gesagt hatte, was er wußte, durfte er sich setzen, und der Lehrer gab ihm eine Vier, hätte er weiter gefragt, hätte er für dasselbe eine Zwei bekommen.

Es ist das beste so: rechtes Ohr – multiplizieren, linkes Ohr – dividieren. Und wenn Goldsztern schnell fertig ist, geht er zum Schein zum Papierkorb – und läßt für Stasio einen Zettel fallen. Dann läßt Stasio zum Schein den Federhalter fallen, bückt sich und hebt den Zettel auf. Obwohl das gefährlich ist.

Ein komischer Kauz ist der Rechenlehrer: Manchmal paßt er so auf, daß man sich kaum rühren darf, und manchmal paßt er gar nicht auf, und man kann tun, was man will. Und alle tun das – wenn ein Lehrer Lust hat, kann er einem immer eine Zwei geben – außer dem Primus. Es gibt welche in der Klasse, die er mag, denen gibt er keine Zwei, auch wenn wer weiß was passiert. Von denen, die sich einschmeicheln, und denen, deren Eltern Bestechungsgelder geben – ganz zu schweigen. – Pawelkiewicz konnte auch eine Aufgabe nicht lösen – er schlug sich schon zehn Minuten damit herum, bis zum Läuten. Und der sagt bloß: »Na, ich nehm' dich ein andermal dran.« Und gibt ihm keine Note.

Aber wenn Stasio drangewesen wäre ...

Stasio seufzt.

»Gott, großer und guter Gott, mach, daß ich morgen die Aufgabe löse. Weil ich wenigstens in der kommenden Woche keine Zwei mehr kriegen will. – Der gibt nämlich die Hefte nach einer Woche zurück, am Mittwoch«, Stasio klärt den lieben Gott auf, wie es in der Schule zugeht.

Eine seltsame Ruhe ergreift von Stasio Besitz. Die Augen fallen ihm zu – seine Gedanken verwirren sich, das Gebet vermischt sich mit den letzten sorgenvollen Grübeleien – und Stasio murmelt noch im Einschlafen: »Rechtes Ohr – multiplizieren, linkes Ohr – dividieren.«